

## 4.2. ANNEMARIE RETTENWANDER: LITERATURANALYSE „RISIKO UND EXTREMSPORT“ – FOKUSSIERT AUF DEN BEREICH „RISIKOVERHALTEN JÜ- GENDLICHER“

### 4.2.1. Einleitung

#### Der Begriff „Risiko“

Der Begriff „Risiko“ stammt vom griechischen „*rhiza*“ und bedeutet dort „Wurzel, Klippe“. Rohrmann (1991) schreibt dazu:

*„Risiko“ ist gleichermaßen ein alltagssprachlicher Begriff und ein wissenschaftliches Konzept (z.B. der Ökonomie, Mathematik und Psychologie). Es bezeichnet die Möglichkeit eines Schadens oder Verlustes als Konsequenz eines bestimmten Verhaltens oder Geschehens. Um Risiken quantifizierbar zu machen, muss das Ausmaß eines Risikos durch Indikatoren definiert und operationalisiert werden.“*

Schütz, Wiedemann und Gray (2000) schreiben von einer Unterscheidung zwischen *life-style risks* und *environmental risks*. Life-style risks wären demnach Risiken, die unter persönlicher Kontrolle der einzelnen handelnden Personen stehen und von persönlichen Entscheidungen des jeweiligen Individuums abhängen (z.B. Rauchen, Alkoholgenuß, Autofahren, Ausüben von Risikosportarten). Environmental risks werden durch technische Entwicklungen (z.B. Kernenergie, chemische Industrie) oder ihre Produkte (z.B. Pestizide, Mobiltelefone) hervorgerufen oder stehen mit Naturereignissen in Zusammenhang (z.B. Erdbeben).

#### Der Zugang der klassischen Risikoforschung zur Semantik des Risikobegriffs

Um sich dem Thema „Risiko und Extremsport“ anzunähern, ist es – meiner Meinung nach – hilfreich, sich zunächst einmal mit der Semantik des Risikobegriffes im Allgemeinen zu beschäftigen. Renn (1989) fand, dass folgende Vorstellungsmuster den Bedeutungsumfang von Risiko prägen:

- a. Risiko als Damoklesschwert
- b. Risiko als Schicksalsschlag
- c. Risiko als Frühindikator für Gefahren
- d. Risiko als Glücksspiel und
- e. Risiko als Herausforderung der eigenen Kräfte

ad a. Das Verständnis von „Risiko als Damoklesschwert“ bestimmt häufig die Beurteilung technischer Risiken. Störfälle in Atomkraftwerken, ein Tankerunfall – der eine Ölpest verursacht, der Austritt von Dioxin usw. lassen sich nicht vorhersagen, da sie meist mit dem Ausfall von Sicherheitssystemen verbunden sind. Solche Ereignisse sind stochastischer Natur und ermöglichen keine Vorhersage über den Zeitpunkt ihres Eintritts. Sie könnten theoretisch jederzeit passieren – wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür extrem gering ist. In der Wahrnehmung seltener Zufallsereignisse spielt allerdings die Wahrscheinlichkeit eine untergeordnete Rolle, denn die Zufälligkeit des Ereignisses ist der eigentliche Risikofaktor. Es ist beispielsweise sehr unwahrscheinlich, dass in der engen Einflugschneise über Innsbruck einmal eines der zahlreichen täglich landenden und startenden Flugzeuge abstürzt. Falls es jedoch passieren würde, hätte das katastrophale Folgen. Die Vorstellung, dass dieses Ereignis jederzeit die betroffene Bevölkerung heimsuchen könnte, erzeugt das Gefühl von Machtlosigkeit und Bedrohung – das Gefühl eines Damoklesschwerts über uns.

ad b. Während also technische Risiken häufig als „Damoklesschwert“ gesehen werden, betrachten die meisten Menschen Naturkatastrophen als „Laune der Natur“; als „Wille Gottes“ oder gar als „Strafe der Schöpfung“. In Zusammenhang mit dem verheerenden Lawinenunglück von Galtür gab es Zeitungsschlagzeilen wie beispielsweise „Die Natur schlägt zurück“ und ähnliches mehr. In diesen Fällen wird Risiko als „Schicksalsschlag“ betrachtet. Ortwin Renn (1989) meint, dass die technischen Möglichkeiten der Beeinflussung und

Milderung der Auswirkungen von Naturkatastrophen den meisten Menschen noch nicht soweit ins Bewusstsein eingeprägt sind, dass natürliche Katastrophen eine gleiche Bewertung erhalten könnten, wie technische Störfälle. Meiner Meinung nach kann man diesem Argument nicht folgen, wenn man von der Existenz des Unbewussten ausgeht.

Es ist dabei zu überlegen, inwieweit Urängste und damit verbundenes magisches Denken überhaupt durch rationale Argumente beeinflussbar sind.

ad c. Wenn beispielsweise eine Person jahrelang mehr als zehn Zigaretten täglich raucht und schließlich an Lungenkrebs erkrankt, wird man diese Tatsache höchstwahrscheinlich mit dem Rauchen in Verbindung bringen. Das Risiko, dass Rauchen Krebs verursachen kann, ist wissenschaftlich belegt. Es besteht also eine Kausalbeziehung zwischen Aktivität und Ereignis. Wissenschaftliche Studien können helfen, schleichende Gefahren frühzeitig zu entdecken und deren latente Wirkung aufzudecken. In diesem Fall spricht man von „Risiko als Frühindikator für schleichende Gefahren“. Der Raucher aus unserem Beispiel hätte demnach das Risiko einer Lungenkrebserkrankung durch rechtzeitige Verhaltensänderung minimieren können.

ad d. Risiko als Glücksspiel: In Lotterien oder beispielsweise beim Würfeln sind Verlust oder Gewinn in der Regel unabhängig von den Fähigkeiten des Spielers. Der statistisch geringe Erwartungswert auf einen Sieg beim Lotto hält viele Menschen nicht von der Teilnahme an dieser Art des Glücksspiels ab. Vielmehr ist es die Höhe des Einsatzes, die üblicherweise über eine Teilnahme entscheidet. Es erhöht die Attraktivität von Glücksspielen, die individuellen Einsätze zum Mitspielen so niedrig zu halten, dass sie keinen spürbaren Verlust im eigenen Haushaltsbudget hervorrufen. Die hohe Zahl an Mitspielern bewirkt, dass es beinahe jedesmal einen Sieger gibt. Diese Tatsache weckt die Hoffnung, dass man der nächste Gewinner sein könnte, auch wenn die statistische Wahrscheinlichkeit dafür mehr als gering ist.

Wenn's ums Geld geht, darf man sich nach Meinung vieler Menschen aufs Glück verlassen – aber nicht, wenn irreversible Schädigungen wie Leben und Gesundheit auf dem „Spiel“ stehen. Wer würde schon gern seinen Chirurgen in der Lotterie gewinnen?

ad e. Wenn ein Snowboarder mit seinem Brett nahezu senkrechte Hänge, die von Felsen, Rinnen und Graten durchsetzt sind, befährt - wenn Bergsteiger wie Reinhold Messner ohne Atemgerät die höchsten Berge der Erde bezwingen - wenn Paragleiter vom Hafelekarr in die Tiefe starten, dann setzen sie sich freiwillig einem Risiko aus.

Ortwin Renn (1989) spricht in diesem Zusammenhang von „Risiko als Herausforderung der eigenen Kräfte“. Diese Form von Risiko ist, seiner Meinung nach, an eine Reihe von situationsspezifischen Attributen gebunden:

→Freiwilligkeit

→persönliche Kontrollierbarkeit und Beeinflussbarkeit des Risikos

→zeitliche Begrenzung der Risikosituation

→die Fähigkeit, sich auf die riskante Tätigkeit vorzubereiten und entsprechende Fertigkeiten einzuüben und

→soziale Anerkennung, die mit der Beherrschung des Risikos verbunden ist

**Was hat der Zugang der klassischen Risikoforschung zur Semantik des Risikobegriffs mit einer Literaturrecherche zum Thema „Risiko und Extremsport“ bzw. „Risikoverhalten Jugendlicher“ zutun?**

Nach der Sichtung der Literatur habe ich gefunden, dass viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Untersuchung des Themas „Risiko und Extremsport“ sowie bei der Erforschung des Bereiches „Risikoverhalten Jugendlicher“ davon ausgehen, dass es sich bei diesen Formen von Risiko um „Risiko als Herausforderung der eigenen Kräfte“ handelt. Die Untersuchung der – oben erwähnten – situationsspezifischen Attribute (Freiwilligkeit - persönliche Kontrollierbarkeit und Beeinflussbarkeit der Risikosituation - zeitliche Begrenzung der Risikosituation - die Fähigkeit, sich auf die riskante Tätigkeit vorzubereiten und entsprechende Fertigkeiten einzuüben – und soziale Anerkennung, die mit der Beherrschung des Risikos verbunden ist) scheint Gegenstand der meisten empirischen Arbeiten zu diesem Thema zu sein.

#### 4.2.2. Risiko und Extremsport

*„Das Mark des Lebens in sich aufsaugen...“ oder:*

**Risiko als Wagnis und als Element der Persönlichkeitsentwicklung bzw. -bildung, Risiko(-bewältigung) als Glückszustand sowie als Möglichkeit zur Entwicklung sozialer Kompetenz**

Im Laufe meiner Literaturrecherche zum Thema „Risiko und Extremsport“, fokussiert auf den Bereich „Risikoverhalten Jugendlicher“, ist mir – während ich die zahlreichen Studien und Fachbücher durchgearbeitet habe – immer wieder eine Textstelle aus Henry David Thoreau's 1854 erschienenem Buch „Walden or Life in the Woods“ eingefallen, welche vermutlich das, was die meisten der wissenschaftlichen Arbeiten auf empirische Weise zu verstehen und zu beschreiben versuchen, mit einfachen Worten auf den Punkt bringt:

*„Ich ging in die Wälder, denn ich wollte bewusst leben. Intensiv leben wollte ich - das Mark des Lebens in mich aufsaugen - alles auslöschen, was nicht Leben war – um nicht in der Todesstunde entdecken zu müssen, dass ich gar nicht gelebt hatte...“*

Tatsächlich tauchen in der Fachliteratur, die sich mit möglichen Motiven für das Ausüben von Risikosportarten beschäftigt, beispielsweise Begriffe wie „peak experiences“ auf. Peak experiences sind intensive Sinnerlebnisse bzw. ekstatische Erlebnisse, Glückszustände, die sich am besten mit dem Begriff „Transzendenz“ umschreiben lassen. Nach Abraham Maslow (1968) stellt das Bedürfnis nach Transzendenz die höchste Wachstumsstufe des Menschen dar. In seinem Buch „Motivation and Personality“ (1954) entwarf er eine Wachstumslogik für Motive, die unter dem Namen Maslow'sche Bedürfnispyramide bekannt wurde. Sie umfasste ursprünglich fünf Stufen und wurde 1968 durch jene sechste – bereits erwähnte höchste Stufe - ergänzt: An unterster Stelle stehen demnach physiologische Triebe (Bedürfnisse nach Sauerstoff und Nahrung), darauf folgen – nach Maslow – das Sicherheitsbedürfnis, Zugehörigkeits – und Liebesbedürfnisse, das Bedürfnis nach Anerkennung, das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und schließlich das Bedürfnis nach Transzendenz, also das Bedürfnis, über sich selbst hinaus zu wachsen und in eine höhere Welt des Kosmischen oder Göttlichen einzugehen.

Da fällt einem Michelangelo's Fresko in der Sixtinischen Kapelle ein, die Szene, in der Gott und Adam sich beinahe mit den Fingern berühren – der Griff nach dem Göttlichen, das Streben, einzugehen in ein allumfassendes Ganzes. Ist man Gott auf den Bergen näher? Gasser (1993) fand, dass für die meisten der von ihr interviewten Extremsportlerinnen und Extremsportler die Suche nach Gott kein Motiv darstellt.

Hat das Ausüben von Extremsportarten mit Leidensfähigkeit zutun?  
Peskoller (1997) schreibt dazu:

*„Das Leiden spricht über den Raum, der ihn vom Ziel trennt. Und diese Strecke kann mit Mangel überschrieben werden....Solange man lebt, bewohnt man den Mangel als einen Zwischenraum, der in seiner Vorläufigkeit etwas Provisorisches hat und nicht vollkommen ist. Unter der Unvollkommenheit leidet man, sie weist einem den Platz der Verkümmern auf der Skala, an deren Ende die vollkommene Erfüllung angeschrieben steht. Von der Unerträglichkeit des Guten (Gottesschau) leitet sich die Gerade-Noch-Erträglichkeit des Mangels als einzige Alternative des Menschen her. Lässt man „das Gute“ nicht fallen, wird man vom Leiden nicht im Stich gelassen, es ist einem sicher.“ (S.223)*

Was aber ist mit dem Todestrieb? Thanatos also, von dem die Psychoanalyse spricht? Todessehnsucht als mögliches Motiv für das Ausüben von Risikosportarten? Dazu habe ich bei meiner Literaturrecherche keine aussagekräftigen empirischen Untersuchungen gefunden.

Die klassifizierungsfreudigen Vertreter der Psychoanalyse haben allerdings Kategorien entwickelt, mit denen sie jeweils mindestens zwei konträre Persönlichkeitstypen unterscheiden: Freud (1914) spricht von narzisstischen versus anaklitischen (=anlehnungsbedürftigen) Persönlichkeiten, Jung (1924) von Extravertierten versus Introvertierten, Fenichel (1939) von kontraphobischen versus phobischen Persönlichkeiten und Balint (1960) von Philobaten versus Oknophilen. Was kennzeichnet diese Gegensatzpaare? Alltagstheoretisch formuliert könnte man vielleicht sagen, dass Anaklitiker, Introvertierte, Phobiker und Oknophile eher zu den Stubenhockern gezählt werden könnten und daher höchstwahrscheinlich keine Extremsportarten ausüben. Bleiben also die narzisstischen Persönlichkeiten, Extravertierten, Kontraphobiker und Philobaten übrig.

Das Erreichen eines sportlichen Zieles als narzisstischer Rausch? Größenphantasien als Motiv für das Ausüben von Extremsport? Diese Frage will ich mir für den Teil meiner Arbeit aufheben, der sich mit dem Risikoverhalten Jugendlicher beschäftigt.

Fenichel (1939) spricht vom Kontraphobiker als einem Menschen, der seine Ängste zu überwinden versucht, indem er sich eben gerade den Situationen aussetzt, vor denen er Angst hat. (Der Phobiker hingegen meidet Situationen, vor denen er Angst hat.) Das würde (als Beispiel für kontraphobisches Verhalten) heißen, dass beispielsweise jemand der soziale Ängste hat, einen Beruf wählt, der ihn in dieser Hinsicht besonders exponiert – z.B. Schauspieler. Im Sport würde das heißen, dass jemand, der große Angst davor hat als körperlich schwach zu gelten, einen Sport wählt, bei dem man besonders viel Kraft braucht. Betrachtet man die Biographien mancher Sportler, könnte man annehmen, dass Fenichel mit dieser Theorie nicht unrecht hatte. Es ist beispielsweise bekannt, dass einer der erfolgreichsten Schirennfahrer unserer Zeit als Jugendlicher aus dem Kader ausgeschlossen wurde, weil er körperlich als zu schwach eingestuft wurde. Durch konsequentes und hartes selbständiges Training konnte er schließlich erreichen, dass er heute beinahe als „Kraftmaschine“ gilt. Extremsport als Kompensationsmöglichkeit eigener Schwächen und Ängste? – Für manche trifft das sicher zu. Ich würde aber davon ausgehen, dass das eher Ausnahmerecheinungen sind.

Balint (1960) unterscheidet Oknophile und Philobaten. Er meint, dass „alle Nervenkitzel das Aufgeben und Wiedererlangen der Sicherheit zum Thema haben“. Weiter schreibt er:

*„Gewiss scheinen manche Erwachsene sich nur in völliger Sicherheit wohl zu fühlen, andere haben im Gegenteil wieder erst ihre Freude, wenn sie diese Sicherheit auf der Suche nach Abenteuern und Nervenkitzel (thrills) aufgeben können; sie sind gelangweilt und gereizt, wenn sie längere Zeit darauf verzichten müssen.“ (S.23)*

Erstere bezeichnet Balint als Oknophile, letztere als Philobaten und sieht die frühe Kindheit als Zeitspanne, in der sich beide Typen manifestieren. Über den Umgang beider mit Gefahrensituationen schreibt er:

*„Während der Oknophile in der Illusion lebt, dass er, solange er in Berührung mit einem sicheren Objekt steht, auch selbst sicher ist, beruht die Illusion des Philobaten darauf, dass er außer seiner eigenen Ausrüstung keiner Objekte bedürfe, sicherlich nicht eines einzelnen bestimmten Objekts.“ (S.30)*

Und einige Zeilen weiter schreibt Balint:

*„Wie gesagt, baut sich die Welt des Philobaten aus sicherer Distanz und aus den Daten des Gesichtssinns auf, die des Oknophilen aus physischer Nähe und Berührung. Im Falle von Furcht oder Angst besteht die Reaktion des Oknophilen darin, so nahe wie möglich an sein Objekt heranzukommen, niederzukauern oder sich zu setzen, auf allen vieren zu gehen, sich anzulehnen oder den ganzen Körper an das schutzgebende Objekt zu pressen. Gleichzeitig dreht er sein Gesicht weg und schließt sogar die Augen, um die Gefahr nicht zu sehen. All' das liegt sehr deutlich bei allen sogenannten schwindelerregenden Situationen vor, wenn man etwa aus übergroßer Höhe in Tiefen und Abgründe schaut. Jeder Bergsteiger kennt diese Reaktion und die damit verknüpften tatsächlichen Gefahren... Die philobatische Reaktion ist, was man allgemein heroisch nennt: man kehrt sich der nahenden Gefahr zu, bietet ihr die Stirne, um sie im Auge zu behalten...“ (S. 33)*

Wie bereits erwähnt, führt Balint die frühe Kindheit als Zeitraum an, indem sich Oknophilie bzw. Philobatismus entwickelt. Dazu schreibt er:

*„Auf den ersten Blick würde man sagen, dass die oknophile Welt die frühe ist. Wir finden Anklammerung an Objekte, welche die Mutter vertreten...“ (S.65)*

Weiter schreibt er:

*„Wie uns auf den ersten Blick die oknophile Haltung als sehr primitiv beeindruckte, erscheint uns umgekehrt die philobatische Haltung als sehr hoch entwickelt...Der Philobat hat die Wirklichkeit, d.h. die getrennte Existenz von Objekten angenommen. Er versucht deshalb, um zwei schöne allgemein gebräuchliche englische Redensarten zu verwenden, die Welt „in its true perspective“, „in the correct proportions“ zu sehen, was alles viel mehr ist, als ein Oknophiler tun muss.“*



Für Balint haben Philobaten eine größere Fähigkeit zur Realitätsanpassung, mehr Geschick darin, sich wirklichen äußeren Situationen anzupassen, und sie haben demnach auch einen Umweg zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Geborgenheit gefunden, der aktiver ist, als der der Oknophilen: die aktive Liebe oder Objekteroberung. Weiters bezeichnet Balint die Geschicklichkeit als Quintessenz des Philobatismus. Als zugrunde liegende Phantasie im philobatischen Weltkonzept beschreibt der Autor die, *„dass abgesehen von ein paar unglücklichen Zufällen die ganze Welt eine Art liebende Mutter sei, die ihr Kind sicher in den Armen hält, oder, phylogenetisch gesehen, ein strukturloses Meer, das in grenzenlosen Weiten dieselbe freundliche Umwelt bietet.“* (S.71)

Erikson (1966) würde diese Phantasie mit dem Wort „Urvertrauen“ umschreiben und damit meinen, dass jemand, der Urvertrauen hat, eine grundlegende hoffnungsvolle Haltung oder Einstellung gegenüber sich selbst und der Welt besitzt. Diese zuversichtliche Grundhaltung beruht laut Erikson auf einem Übergewicht guter, liebevoller, sicherheitsvermittelnder Erfahrungen schon in der ersten Lebenszeit. Was kann man daraus für Schlüsse ziehen? Ich würde sagen, dass man aus den Texten von Balint und Erikson schließen kann, dass es sicherheitsvermittelnder Erfahrungen in der frühen Kindheit bedarf, damit sich jemand als Erwachsener freiwillig, erfolgreich und damit lustvoll Gefahren aussetzen kann.

C.G. Jung (1924) unterscheidet Extravertierte versus Introvertierte. Die Introversion bezeichnet nach Jung einen biologisch verankerten Typus der Energiesteuerung. Der Introvertierte lenkt seine Lebensenergie (Libido) nach innen, der Extravertierte nach außen. Eysenck (1973, 1977) beschreibt den typisch Introvertierten als jemanden, der Aufregung nicht liebt und wenig Risiken eingeht, während der typisch Extravertierte demnach jemand ist, der sorglos, unbekümmert, optimistisch ist und etwas riskiert. Eysenck begründet dies mit der unterschiedlichen Ausprägung der kortikalen Erregung und den damit zusammenhängenden verschiedenen Stimulierungsniveaus von Introvertierten und Extravertierten. Introvertierte sind charakterisiert durch hohe kortikale Erregung, Extravertierte durch niedrige kortikale Erregung. Faulhammer (1988) beschreibt Eysenck's Theorie so:

*„Durch einen aktiven, erregten Kortex werden die Aktivitäten der niedrigen Zentren wirksamer gehemmt, als durch einen schwach erregten. Eine hohe kortikale Erregung führt daher zu gehemmter physischer Aktivität. Abgeleitet von den verschiedenen hohen Erregungszuständen ergeben sich auch verschiedene hohe Stimulierungsniveaus, wobei hinzukommt, dass das subjektive Wohlbefinden beim jeweils mittleren Stimulierungsniveau am größten ist. Das wesentlich höhere mittlere Stimulierungsniveau der Extravertierten führt nun bei diesen zu einer Art „Stimulus – Hunger“, bzw. zur „Stimulus-Vermeidung“ bei Introvertierten wegen des niedrigeren mittleren Stimulierungsniveaus. Im Zusammenhang mit dem vermehrten Eingehen von Risiken durch Extravertierte wird auch von einem Erregungsrausch „arousal jag“ gesprochen.“*

Bei Lynn und Butler, Zuckerman und Cattell (um nur einige wenige Namen zu nennen) finden sich empirische Beweise der Eysenck'schen Theorie. Wir finden also bei Eysenck (1977) unter der Bezeichnung „Erregungsniveau“ einen Begriff wieder, der ziemlich genau das zu beschreiben versucht, was Freud (1895) als „Erregungssumme“ bezeichnet und seinerseits wieder vom Physiologen Sigmund Exner übernommen hat. Demnach ist es, meiner Meinung nach, berechtigt, eine Betrachtung von Risiko und Extremsport aus der Sicht der Persönlichkeitspsychologie und Neuropsychologie mit den Erkenntnissen der Psychoanalyse zu beginnen, wie ich es getan habe. Auch Fritzsche (1991, 1996) betont in seinen Arbeiten zur Risiko-Perzeption die Wichtigkeit tiefenpsychologischer Erkenntnisse für die Risikoforschung. Aber nun zu Ergebnissen empirischer Untersuchungen bzgl. Extraversion und Introversion:

Heitzlhofer (1978) fand, zumindest andeutungsweise, bei zwei Gruppen von Kletterern Unterschiede hinsichtlich Extraversion bzw. Introversion: Die Probanden der „risikofreudigen“ Gruppe waren nach dieser Untersuchung eher extravertiert, während die Probanden der „risikoängstlichen“ Gruppe eher als introvertiert eingestuft wurden. Schwenkmezger (1977) hingegen schätzt, aufgrund seiner Untersuchung, die Beziehung Extraversion – Risikobereitschaft als wesentlich geringer ein, als es nach Eysenck zu erwarten wäre. Rim (1964) untersuchte, inwieweit Gruppendiskussionen die Risikobereitschaft verändern und fand, dass Extravertierte vor der Gruppendiskussion eine höhere Risikobereitschaft als Introvertierte zeigten. Allerdings gab es nach der Gruppendiskussion kein klares Ergebnis: Personen mit hoher Extraversion änderten sich hinsichtlich Risikobereitschaft durch die Gruppendiskussion ebenso wenig wie Personen mit niedriger Extraversion. Probanden mit mittleren Extraversionswerten zeigten nach der Gruppendiskussion allerdings eine erhöhte Risikobereitschaft.

Ergiebiger als die Untersuchungen zu Extraversion und Risikobereitschaft scheinen die Ergebnisse über Sensation Seeking und Risikoverhalten zu sein.

Der Begriff *Sensation Seeking* stammt von Marvin Zuckerman. Was bedeutet dieser Begriff?

Jeder Mensch bedarf einer gewissen Stimulierung von Körper und Geist, ohne die er Langeweile empfindet. Mit zunehmender Stimulierung steigt sein Wohlbefinden bis zu einem optimalen Punkt an (optimales Erregungsniveau) und sinkt bei weiterem Anwachsen wieder ab bis zur Angstepfindung. Das individuelle optimale Erregungsniveau hängt von der biologischen Beschaffenheit (z.B. Hormonhaushalt) ab und bestimmt den unterschiedlichen Bedarf an Stimulierung.

Menschen mit einem sehr hohen optimalen Erregungsniveau werden *Sensation Seeker* genannt (Zuckerman, 1994). Sie haben ein starkes Verlangen nach Stimulierung aller Sinne, suchen ungewöhnliche Empfindungen wie den freien Fall beim Bungeejumping und haben eine Abneigung gegen Wiederholung und Monotonie. Umgangssprachlich ausgedrückt könnte man sagen, dass *Sensation Seeker* Leute sind, die den sogenannten „Kick“ suchen. Sind Extremsportler und Extremsportlerinnen also *Sensation Seeker*?

Mehr (1995) untersuchte 94 Bergsteigerinnen und 331 Bergsteiger unter anderem zu *Sensation Seeking* und kam zu dem Schluss, dass Risikosportlerinnen und Risikosportler zwar ein recht hohes Verlangen nach Stimulierung haben, dass dies aber nicht alle Lebensräume betrifft, weshalb viele nicht als typische *Sensation Seeker* bezeichnet werden können. Nach der Untersuchung von Mehr (1995) suchen Risikosportlerinnen und Risikosportler nicht die Gefahr an sich, sondern versuchen diese zu mindern und zu meistern, um ein höheres Ziel, wie ein schönes Flug- oder Gipfelerlebnis zu erfahren, aber auch, um durch die Möglichkeit der Kontrolle eine gewisse Selbstbestätigung zu erlangen. Solange die Bedrohung nicht zu groß wird und der Mensch die Kontrolle nicht verliert, wird gerade in gefahrenträchtigen Situationen die Konzentration verstärkt, und dadurch werden Flow-Erlebnisse möglich. Aus dieser Untersuchung ist klar ersichtlich, dass gerade beim Risikosport ein Sich-Einlassen auf Risikosituationen nicht mit riskantem Verhalten gleichgesetzt werden darf.

Horvath und Zuckerman (1992) fanden in ihrer Untersuchung nur in den Bereichen „kriminelles Verhalten“ und „soziale Gewalt“ Zusammenhänge zwischen *Sensation Seeking* und riskantem Verhalten. Keinen signifikanten Zusammenhang fanden sie hingegen zwischen *Sensation Seeking* und riskantem Verhalten im Sport. Zuckerman, Ball und Black (1990) fanden übrigens einen signifikanten Zusammenhang zwischen *Sensation Seeking* und Rauchen – und zwar bei Männern und Frauen (aber das sei hier nur am Rande erwähnt.) Jack und Ronan (1997) fanden einen signifikanten Unterschied zwischen Personen, die high-risk und solchen, die low-risk Sportarten ausüben. In ihrer Untersuchung wiesen die high-risk Sportler höhere Werte in den allgemeinen *Sensation Seeking* Skalen auf. Fallschirmspringer hatten die höchsten Werte – gefolgt von Bergsteigern – Schwimmern – Drachenfliegern – Personen, die Aerobic ausüben – Autorennfahrern – Golfspielern und die niedrigsten Werte wiesen Marathonläufer auf.

Abschließend lässt sich sagen, dass man in den verschiedenen Untersuchungen zu *Sensation Seeking* und Extremsport zu durchaus unterschiedlichen Ergebnissen gekommen ist. Weitere empirische Untersuchungen zu *Sensation Seeking* (Donohew, Clayton, Skinner & Colon, 1999; Hansen & Breivik, 2000; Hoyle, Stephenson, Palmgreen & Puzles Lorch, 2001; Miles, van den Bree, Gupman, Newlin, Glantz & Pickens, 2001; Newseley, 1998; Thombs, Beck, Mahoney, Bromley & Bezon, 1994;) kann ich an dieser Stelle nur aufzählen ohne genauer darauf einzugehen, da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

In der Persönlichkeits- und differentiellen Psychologie ist wiederholt untersucht worden, ob Risikobereitschaft eine generelle Persönlichkeitseigenschaft und prädiktiv für Verhalten in (potentiellen) Gefahrensituationen ist (Klebensberg 1969, Schwenkmezger 1977, Zuckerman 1979). Es wurden dazu unter anderem Tests entwickelt, in denen tatsächlich ein Faktor für Risikobereitschaft gefunden werden konnte (z.B. Hansen & Campbell, 1985; Wolfram, 1982). Die Forschung ergab im Wesentlichen jedoch trotzdem, dass nicht von einem stabilen Persönlichkeitsfaktor ausgegangen werden kann, weil einerseits eine Konstanz über unterschiedliche Situationen hinweg nicht mit Sicherheit aufgezeigt werden konnte und andererseits, weil Risikobereitschaft kein guter Prädiktor (=Vorhersagevariable) für gefährliches Verhalten oder Unfälle zu sein scheint. Es handelt sich anscheinend vielmehr um eine stark problemabhängige Tendenz.

Csikszentmihalyi (1985) interviewte mit seinen MitarbeiterInnen 30 Kletterer (25 Männer und 5 Frauen) hinsichtlich flow – Erlebnissen. Was bedeutet flow?

Warwitz (2001) beschreibt es so:

*„Flow bedeutet fließen, sich ergießen, strömen, fluten. Flow of spirits bezeichnet den Zustand der Ausgeglichenheit, des inneren Gleichgewichts, der tiefen Freude, des Glücks. Urbild des Menschen im Flow ist das spielende Kind, das sich im glückseligen Zustand des totalen Bei-Sich-Seins befindet.“*

Csikszentmihalyi (1985, 2000) beschreibt Flow als „Aufgehen im Tun“, als „Gleichgewicht zwischen Aufgabenschwierigkeit und Problemlösekompetenz“, als Selbstvergessenheit ohne dabei den Kontakt zur physischen Realität zu verlieren“.

Als Elemente von flow beschreibt Csikszentmihalyi :

- Handlungsmöglichkeiten: ausgeglichenes Verhältnis von Anforderungen und Fähigkeiten
- klare Struktur der Aufgabe und eindeutige Ziele
- unmittelbares Feedback an den/die Handelnde(n)
- Kontrolle über die Situation
- Konzentration und Aufmerksamkeit
- Verschmelzung von Handlung und Bewusstsein
- Selbstvergessenheit und Verlust des Zeitgefühls

Bezogen auf die Interviews mit Kletterern schreibt Csikszentmihalyi (1985):

*„Wie jede flow-Aktivität weist das Klettern am Fels strukturelle Elemente auf, welche im Handelnden eine Anzahl intrinsisch befriedigender Erlebnisse auslösen....Für den Kletterer ist [der flow-Zustand] gekennzeichnet durch ein erhöhtes Bewusstsein körperlicher Leistung, ein Gefühl der Harmonie mit der Umwelt, Vertrauen in die Kletterkameraden und Klarheit des Ziels.“ (S.133)*

Die Sehnsucht nach Flow-Erlebnissen scheint also ein mögliches Motiv für das Ausüben von Extremsport darzustellen. Ich möchte an dieser Stelle einen Ausschnitt aus einem Interview mit Helga Peskoller anführen, das am 5.3.1998 in ORF/Ö1 gesendet wurde. Dieses Interview wurde im Buch „Extrem“ – Peskoller (2001) abgedruckt:

*„Bei Schitouren mag ich weniger die Abfahrt als den Aufstieg. Das verstehen einige nicht. Ich gehe nicht wegen des Schifahrens auf Tour, sondern wegen des Aufsteigens. Ich liebe den Rhythmus, in den man dabei kommt, und ich mag es, wenn jener Punkt auftaucht, wo man die Verausgabung spürt, wo man merkt, wie sehr man sich verschwendet hat. Das ist dann, wenn der Organismus zur ersten Lärmquelle wird. Wenn ich mich an diesen inneren Lärm verliere, gibt es eine Stelle, wo ich zunächst gar nichts mehr wahrnehme. Fast so, als würden die Sinne einstürzen. Aber danach, wenn man ein bisschen geübt ist und noch ein paar Minuten ungefähr weitergegangen ist in dem Lärm, dann nimmt man das Außen ganz anders auf. Dann wird der ganze Körper wie eine Art dünne Haut. Das ist ein schönes Gefühl, immer wieder ein Grund, um hinaus- und hinaufzugehen, auch wenn es keinen blauen Himmel gibt, sondern wenn es schneit oder verhangen ist. Herunten habe ich das in dieser deutlichen Form nicht. Hier arbeiten die Sinne etwas anders, sie spielen nicht so fein und präzise zusammen. Oben, wo es meist sehr viel stiller ist, da gibt es dieses innige Geflecht, das mich von mir selbst entlässt. Dort stehe ich mir nicht mehr im Weg.“ (S.197)*

Die „Ordaltheorie“ (Le Breton, 1995), die „Theorie des schützenden Rahmens“ von Apter (1994) und die „Theorie vom Leben in wachsenden Ringen“ von Warwitz (2001) möchte ich, der Vollständigkeit halber, an dieser Stelle erwähnen jedoch nicht näher erläutern, da diese Theorien - meiner Meinung nach - nicht ausreichend empirisch belegt sind.

Frankl (1993), der Begründer der dritten Wiener Richtung der Psychotherapie, selbst ein begeisterter Bergsteiger, schrieb im Buch „Bergerlebnis und Sinnerfahrung“:

*„Der biologisch unterforderte Mensch arrangiert freiwillig, künstlich und absichtlich Notwendigkeiten höherer Art, indem er aus freien Stücken von sich etwas fordert, sich etwas versagt, auf etwas verzichtet. Inmitten des Wohlstandes sorgt er für Situationen des Notstandes; mitten in einer Überflussgesellschaft beginnt er, sozusagen Inseln der Askese aufzuschütten – und genau darin sehe ich die Funktion, um nicht zu sagen die Mission, des Sports im Allgemeinen und des Alpinismus im besonderen: Sie sind die moderne, die säkulare Form der Askese.“ (S.27)*

Schulze (1992) beschreibt, dass die moderne Art zu leben durch Erlebnisorientierung gekennzeichnet ist, was im historischen Vergleich etwas Neuartiges darstellt. Erlebnisorientierung ist demnach die unmittelbarste Form der Suche nach Glück in einer Gesellschaft, in der das Leben selbst zum Erlebnisprojekt geworden ist.

*„Im Hintergrund erlebnisorientierten Handelns steht meist die naive Eindruckstheorie des Erlebnisses, an deren Aufrechterhaltung Erlebnismarkt und Erlebnisprofessionen mit allen Mitteln arbeiten. Indem die Eindruckstheorie suggeriert, dass es genüge, die Situation zu manipulieren, um gewünschte Erlebnisse zu haben, verdeckt sie die Schwierigkeiten, die im Projekt des schönen Lebens angelegt sind. Die Manipulation von Situationen vollzieht sich etwa durch Aneignung von Waren, Besuch von Veranstaltungen, Inanspruchnahme von Dienstleistungen, Herstellen oder Abbrechen von Kontakten...“ (Schulze, 1992, S. 60)*

Extremsport als Insel der Askese in einer Welt des Wohlstandes und der Erlebnismärkte? Oder stellt der Extremsport selbst einen Erlebnismarkt dar?

Diese Fragen näher zu erörtern, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Sie wären allein schon eine Literaturrecherche und –analyse wert. Ich möchte an dieser Stelle Opaschowski (2000), Bonß (1995) und Japp (2000) erwähnen, die Themen wie „Risiko und Extremsport“ aus soziologischer Sicht betrachtet haben.

Vielleicht aber lässt sich die Situation des modernen bzw. postmodernen Menschen auch mit einem Gedicht von Rilke (1903) beschreiben:

*Der Panther*

*„Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe  
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.  
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe  
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

*Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,  
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,  
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,  
in der betäubt ein großer Wille steht.*

*Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille  
sich lautlos auf-. Dann geht ein Bild hinein,  
geht durch der Glieder angespannte Stille –  
und hört im Herzen auf zu sein.“*

Es mag vielleicht etwas pathetisch erscheinen, den Menschen der Moderne und Postmoderne mit Rilke's im Käfig eingesperrten Panther zu vergleichen. Dennoch stellt dieses Gedicht – vielleicht etwas plakativ – das dar, was Frankl (1993) mit dem „biologisch unterforderten Menschen“ meint.

Die Sozialpsychologie hat sich hauptsächlich aus zwei Blickwinkeln mit dem Thema „Risiko“ befasst: zum einen mit dem Einfluss sozialer Attitüden auf Risikourteile (Rohrmann 1991) und zum anderen mit Risikoentscheidungen in Gruppen.

Die erste Fragestellung betrifft eher Untersuchungen zu Umweltrisiken, technischen Risiken usw. – also zu sogenannten *environmental risks* (Schütz, Wiedemann & Gray, 2000) und ist für unser Thema „Risiko und Extremsport“ daher nicht sehr interessant. Für uns ist also die zweite Fragestellung – Risikoentscheidungen in Gruppen – relevant:



Der Entdeckung des sogenannten „Risikoschub“ – Phänomens 1961 durch Stoner, der fand, dass in Gruppensituationen risikobereiter entschieden wird (Kogan & Wallach, 1964), folgten zahlreiche Erklärungsansätze und Untersuchungen, in denen sich zeigte, dass ebenso so etwas wie ein „Vorsichtsschub“ auftreten kann.

Beide Effekte, also Risiko- und Vorsichtsschub, sind einem generellen Sachverhalt, nämlich der Polarisierung von Gruppenurteilen zuzuordnen (Frey & Irle, 2000).

Diese Polarisierung wird ihrerseits teils durch wechselseitige Informationseinflüsse und teils durch soziale Vergleichsprozesse in Gruppen erklärt (Myers, 1982; Six, 1981; Zuber, 1988). Das „groupthink“-Phänomen beschreibt eine besondere Form von Urteilsextremisierung (Janis, 1972), welche hochriskante Entschlüsse begünstigt.

Whyte (1989) hat dieses Konzept durch den Bezug zur Prospect-Theorie aktualisiert.

Abschließend möchte ich noch kurz auf geschlechtsspezifische Aspekte von „Risiko und Extremsport“ eingehen:

Unterscheiden sich Männer und Frauen hinsichtlich ihrer Motivation zur Ausübung von Risikosportarten?

Newseley (1994) untersuchte 142 MountainbikerInnen (57 Frauen und 85 Männer), 114 BergsteigerInnen (53 Frauen und 61 Männer) sowie 116 RadfahrerInnen (55 Frauen und 61 Männer) hinsichtlich geschlechtsspezifischer Motivationsunterschiede im Freizeit-Extremsport. Sie fand dabei, dass bei allen drei Sportarten der Motivfaktor „Gesundheit und Fitness“ an erster Stelle steht – und zwar bei Frauen und Männern.

Am zweiten Rang befindet sich nach Newseley (1994) bei Männern aller drei Sportgruppen das Motiv der „leistungs- und erfolgsfördernden Arbeitshaltungen“, welches bei Frauen spätere Ränge einnimmt. An dritter Stelle wurde von den Männern das Motiv der „sozialen Erfahrung“ gereiht, welches bei Frauen überwiegend den zweiten Platz einnimmt. Newseley (1994) schreibt dazu:

*„Dies lässt den Schluss zu, dass die Sportausübung beiden Geschlechtern auch als Medium der Befriedigung sozialer Bedürfnisse in Form von Interaktion dient, den Frauen allerdings mehr als den Männern.“*

An vierter Stelle steht bei beiden Geschlechtern das Motiv der „Naturerfahrung“.

Aufgrund dieser Daten lässt sich schließen, dass Männer im Extremsport leistungs- und konkurrenzorientierter als Frauen sind. Frauen dagegen scheinen im Extremsport mehr Wert auf soziale Interaktion und Faktoren wie „Kameradschaft“ zu legen als Männer. Dies scheint mir eine hochinteressante Entdeckung zu sein, stellt sie doch Bilder, wie das der sprichwörtlichen „männlichen Bergkameradschaft“ in Frage.

Im Feld der geschlechtsspezifischen Motivationsunterschiede im Extremsport weiter zu recherchieren, wäre eine spannende Aufgabe, würde jedoch den (ohnehin längst mehr als ausgefüllten) Rahmen dieser Arbeit sprengen.

#### 4.2.3. Risikoverhalten Jugendlicher

**„Ich kann es nicht zu fassen kriegen, Mutter, ich kann das Leben nirgends festhalten.“ oder Die Adoleszenz – ein Risiko?**

Die Adoleszenz, also die Spanne zwischen dem 10. und 21. Lebensjahr, stellt, wie wir alle wissen, eine ganz besondere Zeit in der psychischen und biologischen Entwicklung dar: Sie dient der biologischen Ausreifung (Sexualfunktion, Ende des Wachstums). Nach Piaget und Inhelder (1972) sind bis zum 16. Lebensjahr die kognitiven Funktionen voll entwickelt.

In psychosozialer Hinsicht erfolgt in diesem Lebensabschnitt die Loslösung von der Herkunftsfamilie, welche – durch deutlich länger werdende Ausbildungswege – häufig erst mit Ende zwanzig Anfang dreißig abgeschlossen ist, da viele bis dahin noch finanziell von den Eltern abhängig sind.

Die Adoleszenz stellt auch eine Phase der sozialen und kulturellen Integration auf gesellschaftlicher Ebene (Oerter & Montada, 1998) dar. Die Stellung innerhalb der Peergroup bekommt größere Bedeutung, es ist die Zeit der Orientierung, man ist offen für Neues, auf der Suche nach seinem Platz in der Gesellschaft. In diesem Lebensabschnitt erfolgt auch die berufliche Weichenstellung – meist zunächst durch die Wahl eines bestimmten Schultyps oder durch die Entscheidung für einen bestimmten Lehrberuf.

Zudem ist die zweite Lebensdekade ein wichtiger Abschnitt in der Persönlichkeitsentwicklung. Nach Erikson (1956, 1966) steht dabei die Suche nach Identität – die Frage „wer bin ich?“ – im Mittelpunkt. Für Eissler (1966) stellt die Pubertät eine zweite und oft letzte Möglichkeit dar, Konflikte der präadoleszenten Phasen noch zu lösen. Dem Prinzip der Nachträglichkeit (Freud, 1909) folgend, werden ödipale und präödipale Konflikte wieder aktualisiert. Dahl (2001) beschreibt die Onaniephantasien der Pubertät als „*via regia zu den ödipalen und damit auch zu den präödipalen Erlebnisinhalten*“ (S. 10).

Die Adoleszenz ist eine sensible Phase in der psychischen Reifung jedes Menschen, da in dieser Zeit Konflikte früherer Entwicklungsstufen wieder aufleben. „*Die Gefahr dieses Stadiums ist die Identitätsdiffusion*“, schreibt Erik H. Erikson (1966). Arthur J. Miller lässt Biff in „*Tod eines Handlungsreisenden*“ einen Satz sagen, der diese Identitätsdiffusion sehr gut beschreibt: „*Ich kann es nicht zu fassen kriegen, Mutter, ich kann das Leben nirgends festhalten.*“

Nicht ohne Grund manifestieren sich etwa schwere psychische Erkrankungen, wie beispielsweise Schizophrenie, erstmals in der Adoleszenz bzw. im jungen Erwachsenenalter. Man kann also zurecht behaupten, dass dieser Lebensabschnitt an sich schon ein Risiko für jeden Menschen darstellt, ein Risiko aber, das naturgegeben und unumgänglich ist: Ohne die Reifungskrisen der Adoleszenz ist kein Erwachsenwerden möglich.

### **Die Bedeutung des Sports in der Adoleszenz**

Da ist – wie bereits erwähnt – einiges, was an körperlichen, psychischen und sozialen Veränderungen im Alter zwischen 10 und 21 bewältigt werden muss. Asketische Tendenzen, Intellektualisierung (Anna Freud, 1936) und oft heftige Triebäußerungen wechseln einander ab, es kommt zu einer fast obligatorischen Intensivierung des Narzissmus (Jacobson, 1973). Was würde also näher liegen, als durch sportliche Aktivitäten in der Adoleszenz die Abfuhr von Triebspannung, ein Kennenlernen der sich entwickelnden größeren physischen Kräfte, die Befriedigung asketischer Bedürfnisse, das Erleben von narzisstischem Rausch und nicht zuletzt soziale Anerkennung innerhalb der Peergroup, zu erreichen zu versuchen. Sport bzw. Extremsport als Bewältigungsmechanismus in der Adoleszenz? Es spricht vieles für diese Hypothese.

Brettschneider (1999) spricht von einer „Versportlichung der Jugendbiographien“ und meint damit, dass Sport heute im Lebensmittelpunkt der Mehrzahl der Jugendlichen steht.

Brinkhoff (1998) und Raithel (1997) schreiben, dass in einer „sozialisierungstheoretischen Perspektive der Entwicklungs-Belastungs-Bewältigungs-Beziehung“ folgende Wirkungsweisen von Sport in der Adoleszenz herausgestellt werden können: direkte physische und psychische Effekte, protektive Effekte, präventive Effekte, ressourcenverstärkende Effekte und antizipative Effekte.

Zudem fand man bei einer Untersuchung des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (1995), dass die Sportvereine wesentlich mehr Jugendliche erreichen, als die klassischen Jugendverbände. Pfeiffer & Wetzels (1999) sprechen von „*kriminalprotektiven Wirkungen*“ bzw. von einem positiv unterstützenden Netzwerk von Sportvereinen für Jugendliche. Auch Brettschneider et al. (1998) kamen zu dem Ergebnis, dass jugendliche Sportvereinsmitglieder ein in verschiedenen Bereichen weniger delinquentes Verhalten an den Tag legen, als Nichtmitglieder.

Raithel (2001) meint, dass sich bei diesen Studien die Frage stellt, zu welchen Teilen Sozialisationseffekte und zu welchen Teilen Selektionseffekte für diese Ergebnisse verantwortlich sind. Außer Frage steht jedoch, dass – durch die hohe Anzahl an jugendlichen Mitgliedern – den Sportvereinen eine besondere erzieherische Verantwortung zukommt. Aus entwicklungs- und sozialpsychologischer sowie pädagogischer Sicht können daher Projekte wie „*Risk+Fun*“ – meiner Meinung nach - nur begrüßt werden.

### **Adoleszenz und Extremsport – Wunsch und Wirklichkeit**

Opaschowski (2000) befragte 14- bis 17-jährige in Deutschland, welche Extremsportarten sie gerne ausüben würden und kam zu folgendem Ergebnis: 32% der befragten Jugendlichen gaben Bungee Jumping, 31% Fallschirmspringen, 25% Paragliding und 18% Canyoning als Wunschsportarten an. Die Wirklichkeit sieht jedoch deutlich anders aus:

Es zeigte sich, dass von den 14- bis 17-jährigen der untersuchten Population nur 5% Bungee-Jumping, 12% Mountainbiking und 5% River Rafting tatsächlich ausüben. In den anderen Sportarten (Canyoning, Fallschirmspringen, Free Climbing, Paragliding, Survival Training, Tauchen und Trekking) erreichten die Aktivenzahlen nicht einmal 1% oder schwankten zwischen 1% bis maximal 3%.

Das Institut für Marktforschung Fessel+GFK (1994) befragte im Auftrag des Österreichischen Alpenvereins 943 Personen im Alter von 14 bis 24 Jahren österreichweit. Dabei zeigte sich, dass sich 33% der interviewten Personen für Rafting, 33% für Mountainbiking, 29% für Skitouren, 19% für Wandern, 17% für Höhlentouren, 15% für Sportklettern, 13% für Alpinklettern und 10% für Paddeln grundsätzlich interessierten. Auch hier sieht die Realität deutlich anders aus:

Auf die Frage, wie oft die befragten Personen die angegebenen Sportarten tatsächlich ausüben, gaben 1% an, dass sie Rafting „öfter“ ausüben und 5% sagten, sie würden diese Sportart „seltener“ betreiben, während 88% „noch nie“ zur Antwort gaben. Gefragt, wie oft die Interviewten tatsächlich Mountainbiking ausübten, sagten 6% „regelmässig“, 17% „öfter“, 15% „seltener“ und 57% „nie“. 2% der Befragten gaben an, sie würden regelmässig -, 10% öfter, 15% seltener und 68% nie - Skitouren unternehmen. Alpinklettern oder Sportklettern übten 89% der Interviewten nie, 4% seltener und 1% öfter aus. Diese Untersuchung zeigt deutlich, dass - ähnlich wie in der oben zitierten deutschen Studie - eine große Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit besteht, was das Interesse für diese Outdoor-Sportarten und ihr tatsächliches Ausüben anbelangt.

Nach einer Untersuchung des Deutschen Sportbundes (2000) sind die klassischen Sportarten (Schwimmen, Radfahren, Fußball, Jogging, Fitnesstraining im Studio) immer noch die Hauptsportarten Jugendlicher. Ipsos (2000) fand allerdings eine Bewegung zu den Trendsportarten – und bei diesen eine Zunahme der riskanteren. Man kann also sagen, dass Extremsportarten für Jugendliche zunehmend attraktiver werden. Was macht nun diese Attraktivität aus?

#### **„Stell die Wirklichkeit in Frage! Fahr Snowboard!?“ oder: Warum üben Jugendliche Extremsportarten aus?**

*„...Nach dieser fürchterlichen Unterhaltung mit Debbie beschloß Jamil, das zu tun, was er immer tat, wenn ihn etwas aufgeregt hatte: Snowboard fahren. Auch die schlimmsten Situationen kamen ihm dann nicht mehr ganz so schlimm vor. Irgendwann hatte ihn mal jemand gefragt, was er eigentlich denken würde, wenn er auf dem Snowboard stand, und er hatte keine Antwort geben können. Er konnte sich überhaupt nicht erinnern, dass er beim Fahren an irgend etwas dachte...“ (Hill, 2001, S.46)*

Vielen von uns ist es wahrscheinlich schon einmal passiert, dass er oder sie sich nach einem Streit ins Auto gesetzt hat und viel zu schnell gefahren ist. Man möchte „auf und davon“, nichts mehr wissen von alldem und ist dadurch verführt, sich selbst und andere zu gefährden. Die Adoleszenz birgt, wie eingangs bereits besprochen, jede Menge Konfliktpotential: Ärger mit den Eltern, Streit mit der/dem ersten Liebe, Zoff in der Clique, Unzufriedenheit mit sich selbst. Da kann Sport schon als Spannungsabfuhr dienen – und manchmal ist man dann halt z.B. zu schnell unterwegs. Was ist dran, an diesem alltagstheoretischen Zugang? Sind Jugendliche wirklich ihren Emotionen so ausgeliefert und völlig unkontrolliert?

Eine häufig angeführte Erklärung dafür, dass Jugendliche dazu neigen, riskante Verhaltensweisen zu zeigen, ist, dass sie die Konsequenzen ihres Verhaltens nicht bedenken. In dieser Denkweise ist jugendliches Risikoverhalten ein Ausdruck geistiger Unreife, eine Folge defizitären Urteilsvermögens. Für diese Alltagstheorie gibt es allerdings kaum empirische Beweise. Millstein (1993) kommt nach Durchsicht von Forschungsarbeiten zu wahrnehmungs- oder affektbasierten Urteilsverzerrungen zu der Einschätzung, dass es bislang überhaupt nur wenige empirische Daten für Jugendliche zu diesem Thema gibt und dass die verfügbaren Daten wie auch die theoretischen Ansätze selbst kaum Anlass für die Annahme geben, dass jugendliches Risikoverhalten in höherem Maße als bei Erwachsenen die Folge defizitären Urteilsvermögens ist.

Dass Urteilsverzerrungen generell die Risikoeinschätzungen von Menschen beeinflussen können, ist in vielen Studien aufgezeigt worden. So hat beispielsweise Weinstein (1984) gefunden, dass Menschen dazu tendieren, sich in Bezug auf Gesundheitsrisiken für weniger gefährdet zu halten als andere Menschen, die sich in der gleichen Situation befinden – ein Phänomen, das er als „unrealistischen Optimismus“ oder „*It won't happen to me*“ Einstellung bezeichnet (vgl. auch Degen, 1993). Unrealistischer Optimismus zeigt sich vor allem bei Risiken, die als kontrollierbar eingeschätzt werden. So schätzen viele Menschen das eigene Risiko, bei einem Autounfall um-

zukommen, im Vergleich zum Risiko anderer Menschen geringer ein – etwa, weil sie das Unfallrisiko aufgrund ihrer eigenen Fahrkompetenz für kontrollierbar halten. Berücksichtigt man nun noch, dass viele Leute sich ebenfalls für überdurchschnittlich gute Autofahrer halten (Svenson, 1981), so wird verständlich, wie eine unrealistisch optimistische Risikoeinschätzung zustande kommen kann.

Häufig wird auch überschätzt, in welchem Maße Risikoschutzmaßnahmen (z.B. sich im Auto angurten) tatsächlich minimierend wirken (Weinstein, 1984).

Darüber hinaus werden aber auch affektive Prozesse als Ursache für unrealistischen Optimismus diskutiert. Zum einen geht es um die Frage, ob es sich beim unrealistischen Optimismus um eine Form defensiven Verdrängens eines Risikos handelt, zum anderen könnte man sich fragen, ob durch eine „mir kann das nicht passieren“-Einstellung ein höheres Selbstwertgefühl erreicht oder aufrechterhalten wird. Aber nun – nach diesem Exkurs über den unrealistischen Optimismus Erwachsener – zurück zum Risikoverhalten Jugendlicher:

Das Phänomen des unrealistischen Optimismus verweist auf einen Erklärungsversuch jugendlichen Risikoverhaltens, dass nämlich Jugendliche eine übersteigerte und unrealistische Einschätzung der eigenen Unverwundbarkeit haben. Einen theoretischen Ausgangspunkt für diesen Erklärungsansatz liefert Elkind's Konzept des jugendlichen Egozentrismus (Elkind, 1967). Elkind postuliert zwei Phänomene, die auftreten, wenn sich Jugendliche die Gedanken anderer Personen vorstellen: Zum einen sehen sie ihre Gedanken als zentral für die Gedanken anderer an, d.h. sie differenzieren nicht zwischen ihren eigenen Gedanken und den Gedanken anderer – Elkind (1967) nennt dies den „*imaginären Zuhörer*“. Zum anderen sehen sie aber auch ihre eigenen Gedanken und Gefühle als losgelöst von den Gedanken und Gefühlen anderer Personen an. Insbesondere der letztgenannte Aspekt wird dafür verantwortlich gemacht, dass Jugendliche ein Gefühl persönlicher Einzigartigkeit entwickeln und sich deshalb als gleichsam immun gegen die Gefährdungen des Lebens betrachten. Dolcini et al. (1989) haben mit Hilfe von Skalen, in denen Elkind's theoretischer Ansatz operationalisiert wurde, bei Jugendlichen von durchschnittlich dreizehn Jahren geprüft, ob es einen Zusammenhang zwischen jugendlichem Risikoverhalten (z.B. Rauchen, Genuss von Marihuana) und Egozentrismus gibt. Tatsächlich fanden sie einen solchen Zusammenhang. Allerdings in der entgegengesetzten Richtung als erwartet – das heißt, hohe Egozentrismuswerte waren mit hohen Einschätzungen des eigenen Risikos verbunden. Ein statistisch signifikanter Zusammenhang ergab sich darüber hinaus nur für Mädchen und auch bei diesem war die Korrelation schwach. Die Egozentrismus-Hypothese erscheint also vor dem Hintergrund dieser Hypothese wenig plausibel. Was heißt das konkret? Die Ursache für riskantes Verhalten Jugendlicher liegt nicht im jugendlichen Egozentrismus.

Generell muss man wohl in Frage stellen, ob Jugendliche tatsächlich in höherem Maße als Erwachsene dazu neigen, sich als unverwundbar anzusehen.

Quadrel, Fischhoff & Davis (1993) haben Jugendliche, die in unterschiedlichem Maße riskante Verhaltensweisen (Alkohol- und Drogengenuss) zeigten, sowie Erwachsene in Bezug auf ihre Einschätzung der eigenen Unverwundbarkeit untersucht. Dabei fanden sie, dass zwischen Jugendlichen und Erwachsenen kein deutlicher Unterschied hinsichtlich der Einschätzung der eigenen Unverwundbarkeit besteht.

Alles in allem findet also die Hypothese, dass jugendliches Risikoverhalten aus einem Gefühl der Unverwundbarkeit resultiert, in den bisherigen empirischen Studien keine Unterstützung. Jedenfalls gilt dies für die in den genannten Studien untersuchten – meist problematischen oder devianten – Formen von Risikoverhalten. Allerdings muss man hier berücksichtigen, dass viele der genannten Untersuchungen an relativ kleinen und nicht repräsentativen Stichproben durchgeführt wurden, sodass in dieser Frage das letzte Wort sicherlich noch nicht gesprochen worden ist.

Ein weiterer Erklärungsansatz für jugendliches Risikoverhalten postuliert, dass Jugendliche den Nutzen riskanter Verhaltensweisen in Relation zu den Risiken höher bewerten. Hierzu gibt es empirische Studien, die diese Erklärung stützen. So fanden etwa Benthin, Slovic & Severson (1993), dass die Jugendlichen in ihrer Studie für viele Risikoverhaltensweisen bzw. -aktivitäten mehr Nutzen als Risiken sahen. Dies galt vor allem für risikobehaftete Freizeitaktivitäten (wie z.B. Bergsteigen), aber nicht für problematische Verhaltensweisen, wie den Genuss harter Drogen. Die Autoren fanden auch, dass Jugendliche, die eigene Erfahrungen mit den jeweiligen Verhaltensweisen oder Aktivitäten hatten, diese als weniger furchterregend sowie weniger riskant für sich selbst und ihre Peergroup einschätzten als Jugendliche, die keine Erfahrung hatten. Und sie schätzten auch die persönliche Kontrolle sowie ihr Wissen über die Verhaltensweisen bzw. Aktivitäten höher ein.



Aus entwicklungspsychologischer Perspektive wird der adaptive Charakter von Risikoverhalten betont (Baumrind, 1987). Jugendliche, die mit risikobehafteten Verhaltensweisen experimentieren, haben sich dabei als die psychisch gesünderen erwiesen. Selbst gelegentliches Experimentieren mit problematischen Risikoverhaltensweisen (z.B. ungeschützter Geschlechtsverkehr, Konsum von Marihuana) ist aus dieser Sicht für den Entwicklungsprozess von Jugendlichen nicht unbedingt von Nachteil. Allerdings sollte man am oben zitierten „*Mark des Lebens*“ auch nicht ersticken, d.h. sich keine bleibenden Schäden zuziehen. Daher ist Aufklärung über die Gefahren riskanter Verhaltensweisen sicherlich sehr wichtig.

An dieser Stelle möchte ich auf die „Theorie des Sicherheitstriebes“ von v. Cube (1995) hinweisen, deren Kernaussage lautet: *„Wer Wagnis sucht, will Sicherheit.“*

Der gängigen Auffassung, dass die Vermeidung von Risiko Sicherheit biete, stellt v. Cube die These entgegen: *„Nur wer sich wagt, gewinnt an Sicherheit.“*

Die Neugier, deren evolutionsgeschichtlicher Sinn darin bestehe, sich das Unbekannte bekannt und das Bedrohliche vertraut zu machen, stellt nach Meinung des Autors den Impulsgeber für das Streben nach mehr Sicherheit dar. Hecker (1991) schreibt dem Risikosport eine große Bedeutung in der Sicherheitserziehung zu. Die Fortbewegung vom Risiko stellt nach Meinung dieses Autors einen Verlust an *Lebenstüchtigkeit*, Verantwortungsfähigkeit und Eigeninitiative dar. Demnach wären Unselbständigkeit und Abhängigkeit von funktionierenden Systemen die Folge.

Warwitz (2001) schreibt dazu:

*„Die grassierende Langeweile, Passivität, Lethargie bricht vor allem bei Jugendlichen unter dem Schub ihrer noch nicht verdorrten Sehnsucht nach Abenteuern und Spannung via Bildschirm, Stadion, Straßenkriminalität, Drogen oder Extremsport in sehr verschiedenwertige Ersatzformen aus. Dabei zeigt sich immer häufiger, dass Risikoeinschätzung und Risikobeherrschung nicht organisch gewachsen, nicht gelernt sind.“*

Hecker (1991) plädiert daher für eine Förderung des Risikosports *„im Hinblick auf eine größere Geschicklichkeit, Gewandtheit, realistische Einschätzungsfähigkeit oder allgemeiner für eine größere Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit von mehr Mitgliedern unserer Gesellschaft.“* (S.229)

An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass – obwohl Hecker's und v. Cube's Ideen durchaus interessant sind – es keine empirischen Belege dafür gibt, dass Jugendliche, die Extremsportarten betreiben, „tüchtigere“ Menschen sind. Im Übrigen halte ich das Adjektiv „tüchtig“ – nicht nur in diesem Zusammenhang – für eher problematisch, da es nur allzu leicht in verschiedenster Art und Weise ideologisch besetzbar ist. Aber das ist meine persönliche Meinung, der Leser mag sich darüber sein eigenes Urteil bilden.

Le Breton (2001) spricht in Zusammenhang mit Adoleszenz und Extremsport von individuellen Übergangsriten, die sich Jugendliche beispielsweise durch riskantes Verhalten in einer „*grenzenlosen Gesellschaft*“ selbst schaffen. Warwitz (2001) beschreibt den Menschen als *„zum Wagnis berufenen Wesen“*. Dient risikobehaftetes Verhalten im Sport als Übergangsritus – als Initiationsritus? Und wenn ja – als Übergangsritus wofür?

Ich glaube, dass - in einer Zeit, in der (zumindest in unseren Breiten) niemand mehr darauf angewiesen ist, Jagd- oder Fischereitechniken zu erlernen, um sich oder seine Angehörigen ernähren zu können – gesellschaftliche Initiationsriten in Form von sportlichen Geschicklichkeitsübungen wohl ausgedient haben dürften. Bei Naturvölkern mag das jedoch immer noch von Bedeutung und durchaus notwendig sein. Ich komme an dieser Stelle auch nicht umhin daran zu erinnern, wie junge Sportlerinnen und Sportler von jeher durch totalitäre Regimes für Propaganda- und Kriegszwecke instrumentalisiert und missbraucht wurden (und zwar oft in Form sogenannter Übergangsrituale). Daher scheint mir, was Sport als gesellschaftlichen Initiationsritus anbelangt, Hellhörigkeit angebracht zu sein.

Wofür kann aber Extremsport nun tatsächlich Initiationsritus sein?

Ich würde sagen innerhalb der Peergroup, beispielsweise um seine/ihre Stellung innerhalb der Gleichaltrigengruppe festzulegen oder zu behaupten. Außerdem kann Extremsport einen Ausgleich und Bewältigungsversuch für Ängste und auch Versagen in anderen Bereichen darstellen. Nicht ohne Grund kommt daher in der Arbeit mit delinquenten Jugendlichen dem Sport eine große Bedeutung zu.

Nicht zuletzt ist ja die Adoleszenz die Zeit, in der große körperliche Veränderungen bei jeder jungen Frau/ jedem jungen Mann stattfinden. Ihren/seinen Körper im Extremsport intensiv zu spüren, ist sicher auch eine gute Mög-



lichkeit, mit diesen Veränderungen besser zurecht zu kommen. Empirische Untersuchungen habe ich dazu allerdings keine gefunden – da besteht noch Forschungsbedarf.

Zum Abschluss möchte ich noch auf geschlechtsspezifische Unterschiede im Risikoverhalten Jugendlicher eingehen: Le Breton (2001) schreibt dazu:

*„Riskante Verhaltensweisen unterscheiden sich je nach Geschlecht: bei Jungen sind sie veräußert und insofern radikaler, als dass die körperliche Unversehrtheit aufs Spiel gesetzt wird und die Grenzüberschreitung geradezu zum Ziel wird (Gewalttätigkeit, Besäufnisse, Drogen, Straftaten, Auto- und Motorradunfälle etc.). Mädchen begehen insgesamt mehr Suizidversuche als Jungen, bei Jungen haben diese aber häufiger einen tödlichen Ausgang. Mädchen sind Opfer von Essstörungen, Depressionen usw. und leiden öfter unter Krankheiten. Ihre riskanten Verhaltensweisen sind eher ins Innere verlagert und weniger spektakulär.“ (S.117)*

Dass Le Breton Mädchen als „Opfer“ darstellt und ihre riskanten Verhaltensweisen als „weniger spektakulär“, zeigt deutlich, welche gesellschaftliche Rolle Frauen immer noch haben. Wer jemals mit essgestörten Mädchen und jungen Frauen gearbeitet hat, sieht deutlich die Aggressivität, die hinter Krankheiten wie Magersucht oder Bulimie steht. Diese Frauen sind keine Opfer und wollen auch nicht als solche gesehen werden. Viel mehr ist die Frage zu stellen, warum beispielsweise Mädchen in der Pubertät im Vergleich zu Jungen ein negativeres Körperbild entwickeln.

Dacey (1982, zitiert nach Oerter & Montada, 1998) fand, dass in einer Befragung amerikanischer High School Jugendlicher sich nur 45% der Mädchen gegenüber 75% der Jungen mit ihrem Aussehen zufrieden zeigten.

Über geschlechtsspezifische Unterschiede im Risikoverhalten Jugendlicher könnte man noch viel schreiben, allerdings würde das eine eigene, mindestens zwanzigseitige Arbeit, umfassen. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf die Publikationen von Christina von Braun (1985); Byrnes, Miller & Schafer (1999) und Raithe (2001) verweisen und den Leser/ die Leserin einladen, sich diesbezüglich selbst ein Bild zu machen.

Was lässt sich nun abschließend über die Motive für riskantes Verhalten Jugendlicher sagen? Warum suchen Jugendliche Grenzerfahrungen?

Ich würde sagen, dass Jugendliche Grenzerfahrungen suchen, um sich und das Leben besser kennenzulernen, um das „Mark des Lebens in sich aufzusaugen“, wie es Henry David Thoreau so treffend beschreibt. Dass sie an diesem „Mark des Lebens“ nicht ersticken, d.h. sich keine bleibenden Schäden zuziehen (siehe Huey & Eguskitza, 2001; Pfeifer, Messner, Scherer & Hochholzer, 2000; Seino et al., 2001), dazu können Projekte wie *Risk+Fun* einiges beitragen.

## LITERATURLISTE

Bei meiner Literaturrecherche fand ich ca. 140 Titel, daher musste ich eine Auswahl treffen. Jene Arbeiten, die ich zitiert habe, sind unterstrichen.

Apter, M. (1994): Im Rausch der Gefahr. Warum immer mehr Menschen den Nervenkitzel suchen. München

Atkinson, J.W. (1975): Motivational determinants of risk-taking behaviour. Psychological Review, 64, 359-372

Baer, U., Ehm, L., Freitag-Becker, E., Rolland, A., Winkler, H., Wodzicki, T., (Hg.) (1997): Lernziel: Lebenskunst – Spiele, Projekte, Konzepte und Methoden für Jugendarbeit und Schule. Seelze. Kallmeyer'sche Verlagsbuchhandlung

Balint, M. (1960): Angstlust und Regression. Stuttgart. Klett-Cotta

Baumrind, D. (1987): A developmental perspective on adolescent risk-taking behavior in contemporary America. In W. Damon, (Ed.), New directions for child development: Adolescent health and social behavior, 37, (pp. 93-126). San Francisco: Jossey-Bass.

Benthin, A., Slovic, P. & Severson, H. (1993): Psychometric study of adolescent risk-perception. Journal of adolescence, 16, 153-168

Birbaumer, N., Schmidt, R.F. (1996): Biologische Psychologie. Heidelberg. Springer

Bogner, F.X. (1998): Umweltbewusstsein ländlicher und städtischer SchülerInnen. Verhandlungen – Gesellschaft für Ökologie, 28, 557-562

- Bonß, W. (1995): Vom Risiko – Unsicherheit und Ungewissheit in der Moderne. Hamburg. Hamburger Edition
- Bouix, O., Najimi, A., Orsetti, A. (1997): Involvement and physiological roles of endogenous opioid peptides in adaption to physical exercise. Science & Sports, 12, 26-40
- Böhnke, J., (2000): Abenteuer und Erlebnissport – Ein Handbuch für Schule, Verein und Jugendsozialarbeit. Münster. LIT Verlag
- Braun, C.v. (1985): NICHT ICH. Frankfurt. Verlag Neue Kritik
- Breakwell, G.M., Millward, L.J. & Fife Schaw, C. (1994): Commitment to safer sex as a predictor of condom use among 16-20-year-olds. Journal of Applied Social Psychology, 24, 189-217
- Brettschneider, W.D. (1999): Zum Sportengagement von Jugendlichen. Manuskript. Paderborn
- Brinkhoff, K.-P. (1998): Sport und Sozialisation im Jugendalter. Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit. Weinheim/München. Juventa
- Bromiley, P. & Curley, S. (1992): Individual differences in risk taking. In: J.F. Yates (Hg.) Risk-taking behaviour. Chichester: Wiley, 87-132
- Byrnes, J.P., Miller, D.C. & Schafer, W.D. (1999): Gender differences in risk-taking. Psychological Bulletin, 125, 367-383
- Cavadini, C., Decarli, B., Grin, J., Narring, F. Michaud, P.A. (2000): Food habits and sport activity during adolescence: differences between athletic and non-athletic teenagers in Switzerland. European Journal of Clinical Nutrition, 54, 16-20
- Csikszentmihalyi, M. (1985): Das FLOW – Erlebnis. Stuttgart. Klett-Cotta
- Csikszentmihalyi, M., Jackson, S. (2000): Flow im Sport. BLV Verlag
- Cube, F.v. (1995): Gefährliche Sicherheit. Die Verhaltensbiologie des Risikos. Stuttgart
- Dahl, G., (2001): Primärer Narzissmus und inneres Objekt. Zum Schicksal einer Kontroverse. In: Psyche 55, 577 – 611
- Degen, R. (1988): Die Illusion „Mich trifft es nicht“. Psychologie Heute, 10, 48-55
- Deutscher Sportbund (DSB) (Hrsg.) (2000): Veltins Sportstudie 2000. Meschede. Drees
- Dolcini, M.M., Cohn, L.D., Adler, N.E., Milstein, S.G. et al. (1989): Adolescent Egocentrism and feelings of invulnerability: Are they related?. Journal of Early Adolescence, 9, 409-418
- Donohew, L., Clayton, R.R., Skinner, W.F., Colon, S., (1999): Peer networks and sensation seeking: some implications for primary socialization theory. Substance Use & Misuse, 34, 1013-1023
- Eissler, K.R. (1966): Bemerkungen zur Technik der psychoanalytischen Behandlung Pubertierender. In: Psyche 20, 837 – 872
- Elkind, D. (1967): Egocentrism in adolescence. Child development, 38, 1025-1034
- Elsaesser, E., Schele, J. (1995): Umwelterziehung als Erlebnis. AFZ Der Wald, 26, 1437-1439
- Erikson, E.H. (1956): Das Problem der Identität. In: Psyche 10, 114-176
- Erikson, E.H. (1966): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt. Suhrkamp
- Eysenck, H.J. (1973): Conditioning, introversion-extraversion and the strength of the nervous system. In: Eysenck, H.J. (Hg.): Eysenck on extraversion. London. Crosby Lockwood Staples, S. 156 - 169
- Eysenck, H.J. (1977): The biological basis of personality. Springfield/Illinois. Thomas
- Faulhammer, E. (1988): Risikoverhalten beim Bergsteigen. Dissertation an der Universität Innsbruck. Fachrichtung Psychologie
- Fenichel, O. (1939): The Counterphobic Attitude. International Journal of Psychoanalysis, 20, 263 – 274
- Fessel + GFK (1994): Bekanntheit der österreichischen Alpenvereinsjugend . Studie im Auftrag des Österreichischen Alpenvereins.

- Fischerlehner, B., Gebhard, U., Unterbruner, U., (1993): Konsequenzen aus den Untersuchungen zum Naturerleben von Kindern und Jugendlichen. In: H.-J. Seel, R. Sichler & B. Fischerlehner: Mensch – Natur. Zur Psychologie einer problematischen Beziehung. Seite 175-179, Opladen, Westdeutscher Verlag
- Flückinger Schuepp, M., (1998): Die Wildnis in mir. Alling. Fachverlag Dr. Sandmann
- Frankl, V.E., Handl, C. (1993): Bergerlebnis und Sinnerfahrung. Innsbruck. Tyrolia
- Freud, A. (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien
- Freud, S. (1895): Entwurf einer Psychologie. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1909): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1914): Zur Einführung des Narzissmus. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips. Frankfurt. Fischer
- Freud, S. (1926): Hemmung, Symptom und Angst. Frankfurt. Fischer
- Frey, D., Irle, M. (2000): Theorien der Sozialpsychologie, Bd. 2, Soziales Lernen Interaktion und Gruppenprozesse. Göttingen. Hans Huber Verlag
- Fritzsche, A.F. (1991): Die Gefahrenbewältigung in einem gesellschaftlichen Spannungsfeld – Standortbestimmung und Ausblick. In: J. Schneider (Hg.), Risiko und Sicherheit technischer Systeme. Basel: Birkhäuser, 29-42
- Fritzsche, A.F. (1996): Depth Psychology and risk perception, part II: Systematic misjudgement of risk. Risk Abstracts, 13 (3), 1-4
- Gasser, S. (1993): Die Faszination der Angst in Extremsportarten. Diplomarbeit am Institut für Sportwissenschaften der Universität Innsbruck
- Gebhard, U. (1994): Kind und Natur – Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung. Opladen. Westdeutscher Verlag
- Hampson, S.E., Burns, W.J., Severson, H.H. & Slovic, P. (1993): Adolescent alcohol-related risk taking: Exploring structural relations among risk perceptions, personality and risk-taking. Oregon Research Institute, Report Nr. 93-4
- Hampson, S.E., Severson, H.H., Burns, W.J., Slovic, P. & Fisher, K.J. (2000): Risk perception, personality factors and alcohol use among adolescents. Personality and Individual Differences, 30, 167-181
- Hansen, J.H., Campbell, D.P. (1985): Strong Campbell Interest Inventory (SVIB-SCII) Adventure scale
- Hansen, E.B., Breivik, G. (2000): Sensation seeking as a predictor of positive and negative risk behaviour among adolescents. Personality and Individual Differences, 30, 627-640
- Hecker, G. (1991): Dosiertes Risiko im Sport als Sicherheitserziehung. In: Redl, S. et al (Hg.): Sport an der Wende. Wien. 225-231
- Heitzlhofer, K. (1978): Der Appetenz – Aversionskonfliktverlauf beim Klettern; eine Typenanalyse. Wien. Dissertation an der Universität Wien
- Hellesoy, O., Gronhaug, K. & Kvitastein, O. (1998): Profiling the high hazard perceivers: An exploratory study. Risk Analysis, 18, 253-259
- Hill, L. (2001): Xtreme Team. Kein Risiko zu hoch. Würzburg. Arena Verlag
- Horswill, M.S. & McKenna, F.P. (1988): Risk-taking: The participants' perspective. Risk and Human Behaviour Newsletter, 4, 7-9
- Horvath, P. & Zuckermann, M. (1992): Sensation seeking, risk appraisal and behaviour, Personality and Individual Differences, 14, 41-53
- Hoyle, R.H., Stephenson, M.T., Palmgreen, P., Pugzles Lorch, E. & Donohew, L., (2001): Reliability and validity of a brief measure of sensation seeking. Personality and Individual Differences, 32, 401-414
- Huey, R.B., Eguskita, X. (2001): Limits to human performance: elevated risks on high Mountatins, The Journal of Experimental Biology, 204, 3115-3119
- Idzikowski, C. & Baddeley, A.D. (1983): Fear and dangerous environments. In: R. Hockney (Hg.), Stress and fatigue in human performance, Chichester: Wiley, 123-144
- Ipsos (2000): Trendsport – ein wichtiger Bestandteil in der Sportwelt. Hamburg: Ipsos Deutschland GbmH. Mar-

- Isen, A.M. & Geva, N. (1987): The influence of positive affect on acceptable level of risk: The person with a large canoe has a large worry. *Organizational Behaviour and Human Decision Processes*, 39, 145-154
- Isen, A.M. & Patrick, R. (1983): The effect of positive feelings on risk taking: When the chips are down. *Organizational Behaviour and Human Performance*, 31, 194-202
- Jack, S.J., Ronan, K.R. (1997): Sensation seeking among high- and low-risk sports participants. *Personality and Individual Differences*, 25, 1063-1083
- Jacobson, E. (1973): *Das Selbst und die Welt der Objekte*. Suhrkamp. Frankfurt
- Jakus, P.M. & Shaw, W.D. (1996): An empirical analysis of rock climbers' responses to hazard warnings. *Risk Analysis*, 16, 581-586
- Janis, I.L. (1972): *Victims of groupthink*. Atlanta. Houghton Mifflin
- Japp, K.P. (2000): *Risiko*. Bielefeld. transcript Verlag
- Jung, C.G. (1924): *Psychologische Typen*. Zürich. Rascher. Nachdruck in: *Gesammelte Werke Bd.6*. Olten. Walter
- Kleiberg, D. (1969): *Risikoverhalten als Persönlichkeitsmerkmal*. Berlin. Hans Huber Verlag
- Klein, J.D., Brown, J.D., Walsh Childers, K., Oliveri, J., Porter, C. & Dykers, C. (1993): Adolescents' Risky Behaviour and Mass Media Use. *Pediatrics*, 92, 24-31
- Kouabenan, D.R. (1998): Beliefs and the perception of risks and accidents. *Risk Analysis*, 18, 243-252
- Krakauer, Jon. (1996): *In die Wildnis*. München. Piper Verlag
- Lammer, E.G. (1999): *Durst nach Todesgefahr*. Augsburg. Steiger Verlag
- Le Breton, D. (1995): *Lust am Risiko*. Frankfurt. dipa – Verlag
- Le Breton, D. (2001): *Risikantes Verhalten jugendlicher als individueller Übergangsritus*. In: Raithe, J. (Hg.): *Risikoverhaltensweisen Jugendlicher*. Opladen. Leske & Budrich
- Liebel, H.J. & Halbleib, A.G. (1987): Zur Genese der Angst. *Universitas*, 11, 1004-1118
- Machalis, G.E. & Rosa E.A. (1990): Desired risk: Broadening the social amplification of risk framework. *Risk Analysis*, 10, 161-168
- Mann, L. (1992): Stress, affect and risk-taking. In: J.F. Yates (Hg.), *Risk-taking behaviour*. Chichester: Wiley, 201-230
- Maslow, A.H. (1954): *Motivation and personality*. New York. Harper
- Maslow, A.H. (1968): Various meanings of transcendence. *Journal of Transpersonal Psychology*, 1, 56-66
- Maule, A.J., Bdzola, L., Kockey, B. & Clough, P. (1988): The effects of emotions and other state changes on person risk behaviour. *Risk and Human Behaviour Newsletter*, 4, 2-6
- Mehr, A. (1995): *Risikosport – Suche nach Nervenkitzel, Kontrolle oder Flow-Erlebnissen?* Lizentiatsarbeit, Philosophische Fakultät der Universität Zürich
- Miles, D.R., van den Bree, M.B., Gupman, A.E., Newlin, D.B., Glantz, M.D. & Pickens, R.W. (2001): A twin study on sensation seeking, risk taking behaviour and marijuana use. *Drug and Alcohol Dependence*, 62, 57-68
- Miller, A.J. : *Tod eines Handlungsreisenden*
- Millstein, S.G. (1993): Perceptual, attributional and affective processes on perceptions of vulnerability through the life span. In: Bell, N.J. & Bell, R.W. Hg.), *Adolescent risk taking*. Newbury Park. Sage. 55-65
- Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (1995): *Kinder und Jugendliche in Nordrhein-Westfalen. Situationen von Kindern und Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen und Entwicklungen auf dem Gebiet der Jugendhilfe*. 6. Jugendbericht. Düsseldorf
- Mittal, V. & Ross, W.T. (1998): The impact of positive and negative affect and issue framing on issue interpretation and risk taking. *Organizational Behaviour and Human Decision Processes*, 76, 298-324
- Myers, D.G. (1982): Polarizing effects of social interaction. In: Brandstätter, H., Davis, J.H., Stocker-Kreichgauer, G. (Hg.): *Group decision making*. London. Academic Press, S.125-161
- Newseley, I. (1994): *Geschlechtsspezifische Motivationsunterschiede im Freizeit-Extremsport*. Diplomarbeit an

Newseley, I. (1998): Selbstkonzept und Sensation Seeking im Risikosport. Dissertation an der Universität Innsbruck, Fachrichtung Psychologie

Oerter, R., Montada, L. (Hg.) (1998): Entwicklungspsychologie. Weinheim, Psychologie Verlags Union  
Opaschowski, H.W., (2000): Xtrem – Der kalkulierte Wahnsinn – Extremsport als Zeitphänomen. Hamburg, B.A.T. Freizeit-Forschungsinstitut

Parsons, J.T., Siegel, A.W. & Cousins, J.H. (1997): Late adolescent risk taking: Effects of perceived benefits and perceived risks on behavioural intentions and behavioural change. *Journal of Adolescence*, 20, 381-392

Pease, P.W., Bieser, M. & Tubbs, M.E. (1993): Framing effects and choice shifts in group decision making. *Organizational Behaviour and Human Decision Processes*, 56, 149-165

Peskoller, H. (1997): Bergdenken – eine Kulturgeschichte der Höhe. Wien. Eichbauer Verlag

Peskoller, H. (2001): Extrem. Wien. Böhlau Verlag

Pfeifer, B. (1995): Die Faszination sogenannter Risikosportarten – Wahnsinn oder Ausdruck einer neuen Generation? Diplomarbeit an der Universität Innsbruck. Fachrichtung Pädagogik

Pfeifer, C., Messner, K., Scherer, R. & Hochholzer, T. (2000): Verletzungsmuster und Überlastungssyndrome bei jugendlichen Sportkletterern. *Wiener klinische Wochenschrift*, 112/22

Pfeiffer, C., Wetzels, P. (1999): Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland. Ein Thesenpapier auf Basis aktueller Forschungsbefunde. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament)* 26, 3-22

Piaget, J., Inhelder, B. (1972): Die Psychologie des Kindes. Olten. Walter

Pinkerton, S.D. & Abramson, P.R. (1992): Is risky sex rational? *Journal of sex Research*, 29, 561-568

Quadrel, M.J., Fischhoff, B., Davis, W. (1993): Adolescent (in)vulnerability. *American Psychologist*, 48, 102-116

Raithel, J., (1997): Ressourcenstärkung durch Sportpartizipation. Ein Beitrag zur Gesundheitsförderung im Jugendalter. In: *Prävention*, 20, 4, 110-112

Raithel, J., (Hg.) (2001): Risikoverhaltensweisen Jugendlicher – Formen, Erklärungen und Prävention. Opladen. Leske & Budrich Verlag

Renn, O. (1989): Risikowahrnehmung – Psychologische Determinanten bei der intuitiven Erfassung und Bewertung von technischen Risiken. In: G. Hosemann (Hg.), *Risiko in der Industriegesellschaft*. Erlangen: Erlanger Forschungen, 167-1922

Renn, O. (1998): The role of risk perception for risk management. *Reliability, Engineering and System Safety*, 59, 49-62

Rilke, R.M. (1903): *Der Panther*. Gesammelte Werke

Rim, Y. (1964): Social attitudes and risk – taking. *Human relations*, 17, 259 - 265

Rohrmann, B. (1991): Psychologische Risikoforschung. In: D. Frey (Hg.), *Bericht über den 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1990*, Band 2, Göttingen: Hogrefe, 393-403

Roth, S., Emde, F.A. (1996): Umweltbewusstsein in Deutschland – Repräsentative Bevölkerungsumfrage 1996. WLB Wasser, Luft und Boden. 11-12/1996. 20-23

Schirp, J. (Hg.) (2000): Abenteuer – Ein Weg zur Jugend? Dokumentation der vierten Fachtagung zur Erlebnispädagogik in Cottbus vom 13. bis 15. September 1999

Schleske, W., (1989): Abenteuer, Wagnis, Risiko im Sport – Struktur und Bedeutung in pädagogischer Sicht.

Schulze, G. (1992): *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt. Campus Verlag

Schumann-Hengsteler, R. (1996): Umweltbewusstsein und ökologisches Handeln bei Kindern. *Unterrichtswissenschaft*, 24, 312-328

Schütz, H., Wiedemann, P.M., Gray, P.C.R. (2000): Risk Perception – Beyond the Psychometric Paradigm. Jülich. Forschungszentrum Jülich

Schwenkmezger, P. (1977): *Risikoverhalten und Risikobereitschaft*. Weinheim. Beltz



- Seino, H., Kawaguchi, S., Sekine, M., Murakami, T., Yamashita, T. (2001): Traumatic Paraplegia in Snowboarders. *Spine*, 26, 1294-1297
- Simonet, S. & Wilde, G.J.S. (1997): Risk: Perception, acceptance and homeostasis. *Applied Psychology: An International Review*, 46, 235-252
- Sitkin, S.B. & Weingart, L.R. (1995): Determinants of risky decision making behaviour: A test of the mediating role of risk perceptions and risk propensity. *Academy of Management Journal*, 38, 1573-1592
- Six, U. (1981): Sind Gruppen radikaler als Einzelpersonen? Ein Beitrag zum Risikoschub-Phänomen. Darmstadt. Steinkopff
- Svenson, O. (1981): Are we all less risky or more skillful than our fellow drivers? *Acta Psychologica*, 47, 143-148
- Thombs, D.L., Beck, K.H., Mahoney, C.A., Bromley, M.D., Bezon, K.M. (1994): Social context, sensation seeking and teen-age alcohol abuse. *The Journal of School Health*, 64, 73-79
- Thompson, H.S. (1977): Angst und Schrecken in Las Vegas. Frankfurt. Goldmann
- Thoreau, H.D. (1854): *Walden or Life in the Woods*. Boston
- Van der Pligt, J. (1988): Perceived risk and vulnerability as predictors of precautionary behaviour. *British Journal of Health Psychology*, 3, 1-14
- Warwitz, S. (2001): *Sinnsuche im Wagnis. Hohengehren. Schneider Verlag*
- Weinstein, N.D. (1984): Why it won't happen to me: Perceptions of risk factors and susceptibility. *Health Psychology*, 3, 431-457
- Whyte, G. (1989): Groupthink reconsidered. *Academy of Management Review*, 14, 40-56
- Wolff, R. (1991): *Risikosportarten in der Sozialarbeit*. Frankfurt. AFRA – Verlag
- Wolfram, H. (1982): *Entscheidungs-Q-Sort*. Berlin: Psychodiagnostisches Zentrum. Humboldt Universität
- Wurm, G.W.F. & Aschenbrenner, K.M. (1983): Risk is what it is – and it determines behaviour: A psychometric Study of risk perception and risk acceptance in skin diving. Draft
- Wyatt, G. (1990): Risk-taking and risk-avoiding behaviour: the impact of some dispositional and situational variables. *The Journal of Psychology*, 124, 437-447
- Zuber, J. (1988): *Extremisierungsphänomene in Gruppen*. Frankfurt. Lang.
- Zuckerman, M. (1979): *Sensation seeking. Beyond the optimal level of arousal*. Hillsdale: Lawrence Earlbaum Associates.
- Zuckerman, M., Ball, S. & Black, J. (1990): Influences of sensation seeking, gender, risk appraisal and situational motivation on smoking. *Addictive Behaviours*, 15, 209-220
- Zuckerman, M. (1994): *Behavioral Expressions and Biosocial Bases of Sensation Seeking*. USA. Cambridge University Press